Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 5

Artikel: Verlorene Jugend
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664664

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eine Mehrheit nicht allein ihren Vorteil suchte, sondern sich auch die Mühe nähme, die Nöten der Minderheit zu verstehen und ihr gerecht zu werden trachtete. Der Haß fände dann keinen Nährboden und der mörderische Krieg zur Rechtfertigung keine Gründe.

Die Raben.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
Es geht wie ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft.

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag ich den Berg hinab
Mein Bündel dürrer Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick!
Den Freunden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Nikolaus Lenau.

Verlorene Jugend.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Wie ein kleines Königreich lag das Heimwesen des Bauern Imfeld am Abhange des schönen Berges im Ländchen Obwalden. Das fanden aber nur die Fremden, die sich an dem großen Bauernhause mit dem breiten „Schwärmen" und den bunten Geranien vor den Fenstern freuten. Wie es so inmitten der grünen Matten und Weiden stand, dünkte es den Beschauer ein Märchen aus alter Zeit, wo der Bauer als Herr auf seinem Heimen saß und sein Gut und das Gesinde beaufsichtigte.

Der Bauer Imfeld freilich hätte gelacht, wenn ihm einer das gesagt hätte. Nein, mit einem Königreich hatte er sein Heimet noch nie verglichen und sich selber nie mit einem Herrn. Der Herrgott ließ ihn da oben leben und er regte die Hände, den Segen zu erarbeiten, der im ererbten Boden der Altvordern verborgen lag. Frei war er schon, aber das war durch viele Jahrhunderte so gewesen, daß die Imfeld niemandem darnach fragen mußten. Man wußte schon gar nicht mehr, wie das früher war mit Vögten und Abgaben.

Eigentlich war der Bauer Imfeld zufrieden da oben. Wenn er abends vor dem Hause unterm Nußbaum saß, konnte es vorkommen, daß seine Augen unter den buschigen Brauen leuchteten und daß seine harten groben Hände versonnen über den langen weißen Bart strichen. Das war die Stunde, in der er fühlte, wie gut es war, in der Stille über dem Tale zu leben, fern den Menschen, nah den Bergen, die einem in langen Jahren vertrauter wurden als irgendein Mensch.

Aber Melchi Imfeld konnte auch nichts dafür, daß aus dieser friedlichen Abendstunde heraus die Erinnerung aufstieg. Es war ihm auf einmal, die Zeit gehe rückwärts und es müßte wieder so sein wie früher. Ja, da war er auch hier gesessen — aber drinnen ging die Mutter über die Dielen, und sie rief nach ihm: „Melchi, wir können essen." Ein Gefühl des Geborgenseins, des Heimathabens war damals in diesen Stuben gewesen. Er hatte gemeint, das hange mit dem Hause zusammen, es würde immer so bleiben. Und sah ein, daß alle Trautheit mit eingesargt wurde, als man die Mutter einschloß in den schweren soliden Eichensarg. Es mußte also mit der Mutter gutem, stillen Wesen verbunden gewesen sein, und nun, da sie fort war, blieb nur die Leere.

Der Melchi Imfeld war in jener Zeit schon dreißig Jahre alt. Und doch kam ihm der Gedanke erstmals, daß halt eigentlich eine Frau ins Haus gehörte. Eine Stille, Gute müßte es sein wie die Mutter selig. Lange Abende saß er wieder auf der Bank vor dem Hause und sann nach, wen er nun wohl da heraufholen sollte, um wieder „daheim" zu sein. Und schließlich blieben

seine Gedanken bei der Omlin-Tochter hängen, deren Vater drüben zu Kerns einen stattlichen Hof und eine Truhe mit Gülten sein eigen nannte.

„Mareili" sagte er vor sich hin, wie um zu hören, wie sich das wohl ausnahm, wenn er sie beim Namen rief. Er achtete kaum, daß eben seine Magd, die der Mutter gedient hatte, mit dem Eimer an ihm vorüberging. Und daß die Agath erschrak, das merkte Melchi schon gar nicht.

Wie er dann anderntags das gute Gewand anzog und der Agath sagte, er müsse um einen Knecht aus, da lächelte das Mädchen wehmütig, ohne ein Wort zu sagen.

„Hast verstanden?" fragte er zurück.

„He ja, schon," sagte sie und wandte sich ab. Er sollte nicht sehen, daß sie weinte, weil er auf Brautschau ging.

Dann kam bald die junge Frau. Der Melchi war so glücklich, das Mareili zu haben, daß es ihm nicht auffiel, wie die Agath immer stiller und bleicher wurde. Wenn seine Frau die treue Magd lobte, konnte er leichthin sagen: „Sie hat ja auch einen rechten Lohn."

Ja, einen rechten Lohn hatte die Agath. Aber daß sie dabei darbte, das wußten die Bauersleute nicht. Wenn einem die Liebe und das Verstehen fehlt, dann helfen blanke Geldstücke wenig. So wie das Mareili hätte sie schaffen mögen, nicht um Lohn, aber um das Recht, den Melchi gern zu haben.

Zwei Jahre dauerte das Glück. Dann starb das Mareili und diesmal sargten sie wieder alles ein, was des Melchi Glück bedeutete — die Frau, den kleinen Erstgeborenen, der nie gelebt, und wieder das Traute, die Seele des Hauses.

Und der Melchi wurde still — still wie die Stuben am Abend. Manchmal horchte er, weil er glaubte, der Marei Schritte noch zu vernehmen. Aber dann schüttelte er den Kopf. Es war doch nur die Agath, die dort drinnen auf und ab ging.

„Nur die Agath!"

Sah er denn nicht, wie ein leises Hoffen die Stille verschönte, wie die Liebe den Augen des bleichen Mädchens einen hellen Schein gab? Merkte er noch nicht, daß zwei Hände ihn umsorgten und ihm noch einmal die Heimat bereiteten?

Nein, der Melchi sah nichts. Einmal, wie die Agath mit einem bunten Tuch um den Kopf zur Feldarbeit kam, schalt er sie:

„Wenn nun auch das Jahr um ist seit der Frau Tod — mit so einem Fluder will ich dich nicht mehr sehen."

Langsam hatte die Agath das geblumte Tuch abgenommen und fallen lassen. Ihr war, es falle die Hoffnung, die Freude, die Jugend von ihr ab. Sie stand ein bißchen, dann stieß sie die Gabel ins taunasse Heugras und werkte wortlos weiter. Einmal sah sie den Melchi verstohlen an. Aber nichts verrieten seine harten Züge. Es fiel ihr nur auf, wie alt er aussah, seit er sich den Bart wachsen ließ.

Die Jahre gingen.

In ihrer Magdtruhe barg Agath ihr buntes Tuch, mit dem sie sich einst für den Melchi hatte schön machen wollen. Ihr Jungsein und ihr erhofftes Glück lag dabei. Einer hatte sie begehrt, aber sie konnte nicht ja sagen, weil sie im Stillen dem Bauern anhing und ihrer ersten, schmerzlich-schönen Liebe treu blieb.

Einmal riß die Wunde, die Jahre harter Arbeit und Entsagung fast verheilt hatten, jäh wieder auf. Das war, als die Agath zum Kirchgang gerüstet in die Stube trat. Sie hatte zum ersten-Mal ihrer seligen Mutter Kapott-Hütlein aufgesetzt, weil sie meinte, ein so vergessenes Maitli dürfe sich ruhig zu den alten Weibern zählen. Da hatte der Melchi gelacht und gesagt:

„He ja, der steht besser zu dir als ein rotes Kopftuch."

Da war die Agath zutiefst erschrocken. Auslachen tat er sie, der Bauer. Und sie hatte so lange gehofft, wo er mit keinem Gedanken an die dumme Magd gedacht hatte. Tränen traten ihr in die Augen — diesmal konnte sie es nicht wehren, daß sie über die Wangen liefen, und da netzten sie die schwarzen Bänder des verlachten Hütleins. In jener Stunde fiel dem Melchi ein, die Agath wäre doch noch nicht alt genug für das Großmutterhütlein. Wie er mit ihr vom Kirchdorf heimzuschritt, dachte er, sie könnte eigentlich eine richtige Bäuerin abgeben — das Leben war doch noch nicht zu Ende für sie beide.

Abends sagte er zu Agath:

„Du solltest den Kapotthut versorgen, er paßt doch noch nicht für dich."

Sie sah nicht auf. Sie wußte ja nicht, ob er wieder spotten wollte. Und wie sie so saß, mit geneigtem ergrautem Kopf und gefalteten Händen, da dachte Melchi, sie sei halt doch eine alte Frau. Eine Junge hätte allweg gemerkt, was er meinte.

So blieb er still. Die Frage blieb ungesprochen

und unbeantwortet. Die Agath aber kniete von da an jeden Sonntag mit dem schwarzen Kapotthütlein in der Kirche im Tale, und ihr Mund wurde herb wie der alter Frauen. Wer sie sah, dachte bald nicht mehr daran, daß das ledige Mädchen den Hut eigentlich zu Unrecht trug. Sie sah so aus, als hätte sie ein Leben durchsorgt und das Los einer Frau und Mutter getragen.

Der Melchi, wenn er abends unter dem Nußbaum saß, gedachte der toten Marei und ein klein wenig auch der jungen Agath. Aber es fiel ihm nicht ein, daß die alte Frau, die nun gebeugt vom Hühnerhof herschlurfte, die Agath von einst war, deren Kopftuch er geschmäht hatte. Er wußte ja nicht, wie viel Liebe und Treue da all die Jahre hindurch neben ihm gewartet hatten. Wie nun ihr müder Tritt über die Dielen schlurft, denkt er, es sei beinahe wie einst, da die Mutter noch war.

Der Mensch als Laboratorium.

Die „Lebenswecker" des Körpers.

Irgendwo steht in einsamer Gegend ein Haus. Ein Besucher interessiert sich sehr dafür und möchte es gern näher kennen lernen — aber das gesamte Gelände ist abgesperrt, und überall stehen Schilder „Zutritt verboten". Es bleibt unserem Besucher nichts anderes übrig, als sich auf die Beobachtung der von außen sichtbaren Vorgänge zu beschränken: er sieht, wie Lebensmittel und Kohlen in das Haus gebracht werden, er sieht aus der Esse den Rauch aufsteigen, an einigen Stellen werden Abfallprodukte weggeschafft — aber was nun eigentlich im Innern des Hauses vor sich geht, das läßt sich von außen natürlich nur sehr oberflächlich beurteilen. Mit einem solchen Haus hat einmal der bekannte Forscher Professor Mulder den menschlichen Organismus verglichen: er meint damit die Tatsache, daß wir zwar den Ablauf aller möglichen Vorgänge im Körper beobachten können, aber selbst mit den raffiniertesten Mitteln der modernen Wissenschaft kann man immer nur Äußerungen des Lebens messen und analysieren, nicht das Leben selbst. Noch haben wir keinen der grundlegenden Lebensvorgänge wirklich völlig durchschaut, und gar die ungeheuer komplizierten und zahlreichen Prozesse im Innern der Zelle lassen sich schon deshalb nicht genau untersuchen, weil bei jedem experimentellen Eingriff in die Zelle die Gefahr besteht, deren Leben zu zerstören. In den Zellen aber laufen nun all die chemischen und physikalischen Prozesse ab, deren Gesamtheit wir „Leben" nennen und von deren „Fabrikationsgeheimnissen" wir noch so wenig wissen.

Die „Lebenswecker" der Natur.

Weitaus die wichtigsten „Arbeiter" in diesem Laboratorium, das unser Körper darstellt, sind nämlich so winzig klein, daß sie von der Wissenschaft Jahrhunderte hindurch überhaupt nicht entdeckt wurden und auch heute noch nur sehr oberflächlich bekannt sind. Da gibt es die jetzt so viel diskutierten Hormone und Vitamine, da gibt es aber noch eine ganz besondere Serie von Stoffen dieser Art, die zwar weniger oft genannt werden, aber trotzdem für alle Lebensvorgänge von schlechthin entscheidender Bedeutung sind: die sogenannten Fermente.

Man liest in Berichten über neue chemisch-technische Verfahren gelegentlich von den „Katalysatoren", die bei diesen Prozessen unentbehrlich sind; es handelt sich um Stoffe, die bestimmte Reaktionen überhaupt erst in Gang bringen oder zum mindesten beschleunigen, selbst aber unverändert aus diesen chemischen Vorgängen hervorgehen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß gerade die großen Erfindungen auf diesem Gebiet ganz entscheidend auf der Erarbeitung der richtigen Katalysatoren beruhen — ohne diese merkwürdigen Stoffe wäre die Entwicklung der heutigen chemischen Industrie in vielen Punkten gar nicht möglich gewesen. Solche Katalysatoren gibt es nun auch in jedem lebendigen Organismus: hier nennt man sie Enzyme oder Fermente. Diese stets nur in kaum vorstellbar winzigen Mengen auftretenden Stoffe hat man nun als die eigentlichen „Lebenswecker" der Natur bezeichnet, denn ohne ihre Beihilfe gäbe es überhaupt kein organisches Leben. Fermente spielen die entscheidende Rolle beim Stoffwechsel, bei allen Gärungsvorgängen, ja, sie sind überhaupt bei jedem Prozeß in den Bereichen des lebendigen Geschehens beteiligt.

Das Geheimnis der Gärung.

Die Hausfrau hat Früchte eingemacht, und die Gläser und Flaschen stehen nun wohlgefüllt und wohlgeordnet in der Speisekammer. Eines Tages aber ertönt von dort her plötzlich ein lauter Knall, und als nachgesehen wird, stellt sich her-